

Sozialpsychologie der Arbeit – Marie Jahodas Anregung zu einem Perspektivenwechsel

1. Anthropologischer Arbeitsbegriff	74
2. Sozialpsychologie der Arbeit	76
3. Arbeit als Institution	79
4. Die Bedeutung eines nicht-ökonomischen Zugangs zu Arbeit	82

Meinrad Ziegler

*Universitätsdozent
an der JKU, Institut
für Soziologie*

Auszug aus WISO 1/2018

isw

Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

Volksgartenstraße 40

A-4020 Linz, Austria

Tel.: +43 (0)732 66 92 73, Fax: +43 (0)732 66 92 73 - 2889

E-Mail: wiso@isw-linz.at

Internet: www.isw-linz.at

Marie Jahoda (1907-2001) ist eine in Wien geborene Sozialforscherin. Neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit engagiert sie sich in den 1920er und 1930er Jahren, in der Blütezeit des Roten Wien, auch für die Sozialdemokratie. Als die Christlichsozialen 1934 ihre autoritäre Diktatur in Österreich errichten, unterstützt sie die Aktivitäten der illegalen Revolutionären Sozialisten, wird aus diesem Grund 1936 verhaftet und 1937 durch den „Ständestaat“ ausgebürgert. Die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft verbringt sie in England, 1945 geht sie in die USA und entwickelt sich dort zu einer international anerkannten Sozialpsychologin. 1958 kehrt sie nach Großbritannien zurück, forscht zuerst am Brunel College of Advanced Technology in Uxbridge bei London und übernimmt 1965 eine Professur für Sozialpsychologie an der University of Sussex.¹

Marienthal-Studie, neuere Arbeiten zum Thema Arbeit

In Österreich und Deutschland ist Jahoda vor allem als Ko-Autorin von „Die Arbeitslosen von Marienthal bekannt“.² Die Studie ist 1933 erstmals erschienen. Vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise werden dort die sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit diskutiert. Der wichtigste Befund in dieser Untersuchung ist, dass Arbeitslosigkeit nicht nur materielles Elend bedeutet, sondern das gesamte soziale Leben des betroffenen Dorfes südlich von Wien zum Erliegen gebracht hat. Die Studie spricht von einer „müden Gemeinschaft“³; sie schildert weniger das Drama von individueller Arbeitslosigkeit, sondern die destruktiven Wirkungen auf das Gemeinschaftsleben, die kulturellen Beziehungen, den sozialen Zusammenhalt. Ich betone diesen Aspekt der Marienthal-Studie, weil sich darin schon der spezifische Zugang andeutet, mit dem Jahoda viele Jahre später die grundlegende Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit in den modernen Industriegesellschaften diskutiert. Sie greift dieses Thema in den 1980er Jahren auf, publiziert eine Reihe neuer Aufsätze und Bücher zum Thema Arbeit und Arbeitslosigkeit.⁴ In den Zentren der westlichen Industriegesellschaften zeichnet sich in diesen Jahren das Phänomen struktureller Arbeitslosigkeit ab und werden gesellschaftliche Debatten über Verteilung von Arbeit, Arbeitszeitverkürzung sowie Humanisierung der Arbeit geführt. Jahoda versucht mit ihren Arbeiten deutlich zu machen, dass es zu kurz greift, dieses Thema als Frage der Wirtschaftspolitik oder des Arbeitsmarkts zu behandeln. Sie versteht Arbeit als historisch gewachsene Institution der modernen Industriegesell-

schaften, von deren Stabilität der ganze soziale Zusammenhalt der Gesellschaft abhängt. Erwerbsarbeit, so argumentiert sie, stellt für Frauen und Männer einen grundlegenden Bereich für Erfahrungen dar, in dem sie sich als Wesen erleben können, die in kollektive Ziele und Anstrengungen eingebunden und anerkennungsfähig sind. Diese Erfahrungen drücken sich nicht unmittelbar im subjektiven Bewusstsein der Menschen aus, sondern wirken als unbeabsichtigte Folgen der modernen gesellschaftlichen Organisation. Möglicherweise liegt es gerade an der Latenz dieses Erfahrungsbereiches, dass diese umfassende gesellschaftspolitische Bedeutung von Arbeit in aktuellen wissenschaftlichen wie öffentlichen Diskursen wenig anerkannt ist.

Im Folgenden gehe ich auf die theoretischen Hintergründe und Kontexte von Jahodas Verständnis von Arbeit ein, besonders auf die Verankerung im marxistischen Denken und in der Psychoanalyse sowie auf das Bemühen in der sozialwissenschaftlichen Analyse auch latente Wirkungsmechanismen zu berücksichtigen. Jahodas Überlegungen müssen heute historisch gelesen werden. Sie antwortet damit auf die sozialen und politischen Verhältnisse der 1980er Jahre. Die damaligen Diskurse gehen von einem dauerhaften Bestand des Normalarbeitsverhältnisses aus, das Problem der Arbeitslosigkeit glaubte man, über Wirtschaftswachstum oder über Arbeitszeitverkürzung kontrollieren zu können. Die Transformationen in den Produktionsmethoden und der Arbeitsorganisation, die sich seither durchgesetzt haben, lassen diese vermeintlichen Gewissheiten als anachronistisch erscheinen. Der Geist der Kurzfristigkeit, wie ihn Richard Sennett in dem Buch über den flexiblen Menschen und die Kultur des neuen Kapitalismus⁵ beschreibt, scheint weitgehend als unabwendbar akzeptiert. Das Modell der Vollzeitbeschäftigung gilt mehr und mehr als historischer Sonderfall und nicht mehr als allgemeines Zukunftsmodell. Aktuelle Diskussionen darüber, wie die Zukunft der Arbeit aussehen wird und soll, sind von zwei unterschiedlichen Fragen beherrscht:⁶ Wird es in Zukunft genügend Arbeit geben? Welchen Charakter wird Arbeit in Zukunft annehmen? Marie Jahodas Konzepte können vor allem für die Diskussion der zweiten Frage enorm anregend sein. Die folgenden Ausführungen sollen dazu dienen, ihre Position zu erläutern und sie im Rahmen ihres historischen Diskursfeldes zu verorten.

1. Anthropologischer Arbeitsbegriff

Arbeit ist mehr als Erwerbsarbeit. Jahoda versteht Arbeit als übergeordneten Begriff, der über ökonomische Notwendigkeiten hinausgeht. Arbeit könne auch nicht nur auf ein unveräußerliches Recht reduziert werden, wie es in der Erklärung von Philadelphia der Internationalen Arbeitsorganisation von 1944 und in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen von San Francisco aus dem Jahr 1948 festgeschrieben ist. Dieses formale Recht bezieht sich auf Arbeit als Erwerbsarbeit. Jahoda bestimmt Arbeit demgegenüber sehr viel allgemeiner als „das innerste Wesen des Lebendigeins“.⁷ Diese anthropologische Bestimmung führt sie nirgends konkret aus, offensichtlich ist dabei aber die implizite Bezugnahme auf philosophische Ideen von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und des frühen Karl Marx. Beide sehen die konkrete und sinnliche Bedeutung der Arbeit in der tätigen Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Welt.⁸ Dieser Akt des Tätig-Seins hat auch mit Autonomie und Emanzipation zu tun, weil sich das Individuum in der Arbeit seiner selbst vergewissert. Deshalb kann auch davon gesprochen werden, dass Arbeit eine Quelle der sozialen Identität darstellt. Dies gilt nicht nur individuell, sondern hat auch eine kollektive, gattungsspezifische Dimension. Arbeit ist eine Kategorie der gesellschaftlichen Veränderung. „Wir arbeiten, so ließe sich sagen, um unsere Welt und unser Dasein so zu gestalten, wie wir es für sinnvoll erachten. Wir gestalten arbeitend unsere Welt.“⁹ Diese Prozesse haben ambivalenten Charakter. Sie sind mit Mühe, Entbehrungen und Opfern verbunden. Andererseits entsteht daraus eine Welt, die Natur zurückdrängt, in der praktisch alles, mit dem wir zu tun haben, aus unseren eigenen Händen kommt. Die Produkte der Arbeit sind nicht nur für den Konsum bestimmt, sondern schlagen sich als Errungenschaften von bleibendem Wert nieder. Manfred Füllsack¹⁰ deutet an, dass die Arbeitsprodukte auch als Kulturgüter gesehen werden können, die, wenn wir an das Rad, den Pflug, an Maschinerie und Kommunikationstechnologien denken, Voraussetzungen dafür schaffen, wie spätere Generationen ihre Arbeit verrichten werden.

Marx verweist in seiner Kritik an Hegel auf die historische Form der kapitalistischen Organisation von Arbeit, die von dieser anthropologischen Qualität in der Erfahrung von Arbeit weitgehend

*Arbeit als
„Wesen des
Lebendigeins“,
als Gestaltung
der Welt*

abstrahiert werde. Seine Arbeit „Das Kapital“ versteht sich selbst als Analyse der kapitalistischen Produktionsweise und der entsprechenden Produktions- und Verkehrsverhältnisse.¹¹ Unter diesem Gesichtspunkt kommt in seinen dortigen Analysen niemals Arbeit als solche, sondern stets nur die Arbeitskraft in den Blick. Oskar Negt und Alexander Kluge haben darauf hingewiesen, dass es Marx durchwegs um die Arbeitskraft als notwendige Produktionsgröße geht, er sich also selbst jener Abstraktion bedient, die für die Perspektive des Kapitalisten typisch ist: Was kostet ihn die Arbeitskraft, in welcher Weise wird sie als lebendige Arbeit im Produktionsprozess verflüssigt.¹²

Jahodas Perspektive ist eine andere. Sie geht von der subjektiven Erfahrung des Arbeitens aus und diese erscheint – auch wenn sie in der Form der Erwerbsarbeit erlebt wird – nicht darauf beschränkt, sich als Objekt von Ausbeutung zu erleben. Auch entfremdende Lohnarbeit bleibt tätige Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Welt. Natürlich prägt das objektive gesellschaftliche Verhältnis, die Arbeit als abstrakte, vom Einzelnen unbeeinflussbare Größe auch die subjektive Erfahrung von Arbeiterinnen und Arbeitern. Aber sinnlich erfahren wird Arbeit als konkrete Arbeit, die sich am Arbeitsplatz, in der Kooperation mit Kollegen vollzieht. In dieser findet gewissermaßen eine subjektive „Bearbeitung“ des abstrakten Verhältnisses der kapitalistischen Lohnarbeit statt.¹³ Die Leistung dieser, von Marx als „lebendig“ bezeichneten Arbeit besteht darin, es mit den objektiven Verhältnissen, mit der Abstraktion auszuhalten. In jeder lebenspraktischen Erzählung über Arbeit kommt dieser Überschuss an subjektiven Erfahrungen, Interpretationen, Deutungen zur Sprache. Damit wird Arbeit zu einem unverwechselbaren Aspekt der Subjektivität. Peter Allheit und Bettina Dausien sprechen, um den Aspekt der subjektiven Bearbeitung von objektiven Verhältnissen zu betonen, von „Arbeit an der Arbeit“ und von einem „Subjektivitätsüberschuss“.¹⁴

Arbeit in der subjektiven Erfahrung; Arbeit an der Arbeit

In der gesellschaftlichen Wahrnehmung – und insofern auch in der traditionellen Arbeitsforschung – bleibt dieser Überschuss jedoch ausgeblendet, unsichtbar. Sprechen Forschende über Arbeit nur unter dem Gesichtspunkt der Lohnarbeit, so müssen sich Befragte unverstanden fühlen, weil ihre Subjektivität, die implizit in den Prozess der Produktion einfließt, verkannt und ignoriert wird.

2. Sozialpsychologie der Arbeit

Die Erfahrung der Arbeit, so betont Jahoda, befriedigt tiefliegende menschliche Bedürfnisse, auch wenn sie mit Mühsal und unter schlechten Bedingungen ausgeführt werden muss. Die häufig getroffene Annahme, dass Arbeit in einem psychologisch konstruktiven Sinn nur in Tätigkeiten außerhalb des Arbeitsmarktes vorkommt, weist sie zurück. Es mag zutreffen, dass im Rahmen der Lohnarbeit viele Menschen das Gefühl einer qualitativ positiven Erfahrung verloren haben, dieser Umstand ist jedoch nicht zu verallgemeinern. Die Unterschiede, wie Menschen ihre Erwerbsarbeit beurteilen, sind, wie wir wissen, enorm. Viele erleben sie als zermürend, weil sie sich wie ein Rad in einer Maschine vorkommen, weil die Bezahlung ungenügend ist, weil zu viel von ihnen verlangt wird oder auch, weil sie sich zu wenig gefordert fühlen. Ebenso viele sehen ihre Arbeit als befriedigend, weil sie ihnen Möglichkeiten bietet, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, weil sie sich durch die Zusammenarbeit mit Kollegen und Kolleginnen gestärkt fühlen, weil die Beschäftigung finanzielle Unabhängigkeit sichert oder weil sie das Gefühl schätzen, gebraucht zu werden. Auch empirische Studien zeigen kein einheitliches Bild, lediglich die Tendenz, dass die negativen Erfahrungen unter den ungelerten Beschäftigten größer sind und bei den qualifizierten die Zufriedenheit überwiegt.¹⁵ Aus dieser Uneinheitlichkeit in der Befriedigung und Frustration im Hinblick auf die Erwerbsarbeit zieht Jahoda zwei wichtige Schlussfolgerungen:

das Fehlen einer Erfahrung versus die Qualität einer Erfahrung

Erstens trifft sie eine Unterscheidung zwischen dem *Fehlen* einer Erfahrung und der *Qualität* einer Erfahrung.¹⁶ Wenn Erwerbstätige davon sprechen, dass sie mit ihren Vorgesetzten oder dem vorgegebenen Arbeitsfluss nicht zurechtkommen, so beziehen sich diese Aussagen auf die Qualität der Erfahrung innerhalb der Erwerbsarbeit. Die Erfahrung der Erwerbsarbeit setzen sie dabei als selbstverständlich voraus. Wenn dagegen Erwerbslose darunter leiden, dass sie die Kollegen von ihrem ehemaligen Arbeitsplatz vermissen, sogar diejenigen, die sie nicht leiden konnten, so beklagen sie das Fehlen einer Erfahrung, nämlich jener, Teil des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses zu sein.

Zweitens: Der generalisierbare Aspekt der Bindung an die Arbeit liegt nicht in der unterschiedlichen Qualität des Arbeitsplatzes,

sondern darin, dass Beschäftigte überhaupt einen Arbeitsplatz haben. Es sind die Strukturen der modernen Erwerbstätigkeit, die – unabhängig von der Qualität der Arbeit in einzelnen Unternehmen – den Beschäftigten eine Reihe von Erfahrungen mit subjektiv hoher Bedeutsamkeit vermitteln. „Gleichgültig, ob man die Arbeit liebt oder haßt, sie ist in modernen Industriestaaten so organisiert, daß sie das tägliche Leben und Erleben der Beschäftigten notwendigerweise zutiefst beeinflusst.“¹⁷

Jahoda benennt fünf zentrale Erfahrungen, die gesellschaftlich organisierte Arbeit so bedeutsam für die Beschäftigten machen:¹⁸

Erstens erzwingt sie ein für die westliche Lebensform charakteristisches Zeiterlebnis, mit dem sie den Tag, die Woche, das Jahr und schließlich das ganze Leben in regelmäßige Perioden von Arbeit und Erholung gliedert. Die Bedeutung dieser Erfahrung leitet Jahoda aus der Marienthal-Studie ab: „Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere. Wenn sie Rückschau halten über einen Abschnitt dieser freien Zeit, dann will ihnen nichts mehr einfallen, was der Mühe wert wäre, erzählt zu werden.“¹⁹

kollektiv organisierte Arbeit vermittelt fünf Kategorien von Erfahrungen

Zweitens erweitert die Erwerbsarbeit den sozialen Horizont der Menschen. Der Großteil unseres Wissens wird nicht bewusst und systematisch erworben, sondern entwickelt sich als „sozialisiertes“ und „konventionelles“ Wissen durch unsere sozialen Kontakte und Einbindungen in unterschiedliche soziale Gruppen.²⁰ Am Arbeitsplatz ist es unumgänglich, über Familienangehörige und gute Bekannte hinaus mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, zu erfahren, was sie denken und fühlen, woran sie sich erfreuen und worunter sie leiden. Man stößt dabei auf unterschiedliche Perspektiven zu sozialen, kulturellen und politischen Fragen, was dazu zwingt zu differenzieren, die eigene Meinung mit der anderer in Beziehung zu setzen, individuelle Unterschiede zwischen den Menschen zu beobachten und zu bewerten. Die Teilnahme am Arbeitsprozess bereichert das Wissen um die soziale Welt, sie stellt eine lebenspraktische Bildungserfahrung

dar. Außerhalb zu stehen, bedeutet in der Regel, dass sich der soziale Horizont verengt.

Drittens demonstriert gesellschaftlich organisierte Arbeit, dass unsere materiellen Bedürfnisse, unser Wohlstand nicht auf das Werk einzelner zurückgehen, sondern aus der Zusammenarbeit von vielen erwächst. Auch der individuelle geschickteste Arbeiter kann Gebrauchsgüter wie einen Kühlschrank, einen Fernseher oder ein Auto nicht alleine herstellen oder reparieren. Damit wird uns vor Augen geführt, dass wir auf das Kollektiv angewiesen sind, dass wir zutiefst soziale Wesen sind.

Viertens wirkt die Teilnahme am kollektiven Arbeitsprozess sozial integrierend. Menschen werden dadurch in das gesellschaftliche Ganze eingegliedert, es wird ihnen ein Platz zugewiesen und damit eine soziale Identität ermöglicht. Im Zusammenhang mit den Perspektiven einer weitgehenden Automatisierung von Arbeitsprozessen durch Maschinen, die als intelligent bezeichnet werden, wird in zunehmendem Maß die Idee eines allgemeinen Grundeinkommens zur Diskussion gestellt. Thomas Piketty hat die Idee des Grundeinkommens als „ein Konzept von sozialer Gerechtigkeit auf eine billige Art“ bezeichnet.²¹ Es befasse sich nicht mit den wirklichen Themen, um die es bei der Automatisierung geht, nämlich der Frage, wie Arbeit in Zukunft als Quelle von Identität und Würde gestaltet werden kann. Auch Jahodas Erfahrungskategorien unterstützen diese Skepsis gegenüber der Idee eines Grundeinkommens. Die große Bedeutung der Erwerbsarbeit, sozial integrierend zu wirken, bleibt auch bei einer radikalen Arbeitszeitverkürzung aufrecht, wird aber bei den Modellen des Grundeinkommens ignoriert, die auf eine radikale Entflechtung von Einkommen und Arbeit abzielen. Die integrierende Bedeutung des kollektiven Arbeitsprozesses ist auch unter einem anderen Gesichtspunkt aktuell: Fehlt der Zugang zu diesem Mechanismus der Integration, kann bei vielen das Gefühl aufkommen, der Gesellschaft nicht mehr zugehörig zu sein. An dieses Gefühl knüpft nationalistische Politik an. Darauf hat Jahoda in einem Vortrag aus dem Jahr 1997 hingewiesen: „Die nationale Zugehörigkeit wird zum zentralen Element der Identität, das Zweifel beseitigt; und Klassen- oder Schicksalsunterschiede werden weniger belastend. Wenn Demagogen es verstehen, an dieses Element zu appellieren, gibt der Anschluß

an eine nationalistische Bewegung dem Leben wieder Sinn, bringt Kontakt mit Gleichgesinnten, mit denen man sich wohl und sicher fühlt.“²²

Fünftens erzwingt die Erwerbsarbeit regelmäßiges und systematisches Tätigsein. Das fordert unseren Realitätssinn heraus. In der Arbeit können und müssen wir unsere Wahrnehmungen, Fähigkeiten und Urteile täglich an der Wirklichkeit prüfen. Den Hinweis auf die Bedeutung dieser Erfahrung gründet Jahoda auf Sigmund Freud. In seiner Arbeit „Das Unbehagen in der Kultur“ macht Freud folgende Anmerkung: „Keine andere Technik der Lebensführung bindet den Einzelnen so fest an die Realität als die Betonung der Arbeit, die ihn wenigstens in ein Stück der Realität, in die menschliche Gemeinschaft sicher einfügt.“²³ Jahoda greift diesen Gedanken in einem Aufsatz aus dem Jahr 1966 auf und entwickelt ihn, gestützt auf Arbeiten des Psychoanalytikers Heinz Hartmann, weiter. Ein kontinuierlicher Kontakt mit der sozialen Umwelt ermöglicht dem Menschen, sich der Folgen seines Handelns bewusst zu werden. Er bewahrt ihn davor, von der Dynamik seines Gefühlslebens überschwemmt zu werden. Natürlich kann niemand behaupten, Arbeitslose würden aller Möglichkeiten verlustig gehen, mit der Realität in Berührung zu bleiben. Zugleich ist jedoch nachvollziehbar, dass Arbeitslosigkeit mit Prozessen der Exklusion verbunden ist und sich dabei die Bandbreite der Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit zentralen gesellschaftlichen Realitätsbereichen einschränkt.

3. Arbeit als Institution

Die Struktur der Erwerbstätigkeit bildet sich in den westlichen Industrieregionen in den letzten 200 Jahren heraus. Dieser Prozess ist mit kontinuierlichen Veränderungen verbunden. Einerseits hat die Macht der organisierten Arbeiterbewegungen eine Reihe von Verbesserungen im Hinblick auf die Bedingungen der Arbeit durchgesetzt, andererseits haben technologische Veränderungen den Einsatz von Maschinen immer weiter vorangetrieben, welcher wiederum mit ständigen Umwälzungen in der Nutzung von Arbeitskraft verbunden ist. Bei all diesem Wandel, so Jahoda, ist aber die Erwerbstätigkeit strukturell in zumindest zwei Aspekten aufrecht geblieben: „Zum einen ist sie das Mittel, durch das die große Mehrheit der Menschen ihren

Lebensunterhalt verdient; und zum anderen zwingt sie, als ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt ihrer Organisationsform, diejenigen, die daran beteiligt sind, bestimmte Kategorien der Erfahrung auf. Nämlich: Sie gibt dem wach erlebten Tag eine Zeitstruktur; sie erweitert die Bandbreite der sozialen Beziehungen über die oft stark emotional besetzten Beziehungen zur Familie und zur unmittelbaren Nachbarschaft hinaus; mittels Arbeitsteilung demonstriert sie, daß die Ziele und Leistungen eines Kollektivs diejenigen des Individuums transzendieren; sie weist den sozialen Status zu und klärt die persönliche Identität; sie verlangt eine regelmäßige Aktivität.“²⁴ Diese Erfahrungen haben durchaus eine unterschiedliche Qualität, können als mehr oder weniger angenehm erfahren werden. Sie entsprechen jedoch mehr oder weniger elementaren Bedürfnissen der meisten Menschen, weil sie existenzielle Erfahrungen vermitteln und einen Sinn in das soziale Dasein einschreiben. Diese Erfahrungen wirken unabhängig von den bewussten Zielen des herrschenden Wirtschaftssystems. Der gesellschaftliche Zweck dieses Systems besteht darin, Güter und Dienstleistungen herzustellen. Diejenigen, die die Produktion organisieren und die Mittel dazu besitzen, erfüllen diesen Zweck nur unter der Bedingung, dass dabei ihre Profiterwartungen eingelöst werden. Der Profit ist letztlich der Hauptaspekt, an dem sich die Organisation des Arbeitsprozesses in den Unternehmen orientiert. Dementsprechend werden den Beschäftigten Produktionsaufgaben auf der einen Seite sowie Zeit- und Leistungskriterien auf der anderen Seite auferlegt. Neben diesen offensichtlichen, sichtbaren Zusammenhängen vermittelt Erwerbstätigkeit als unbeabsichtigte Konsequenz auch die genannten fünf Erfahrungen. Jahoda bezeichnet deshalb die Organisation der modernen Erwerbsarbeit als soziale Institution.

*Begriff der
„Institution“*

Was meint sie mit diesem Begriff? In der Soziologie werden Institutionen als soziale Einrichtungen verstanden, die dem menschlichen Zusammenleben eine Form geben.²⁵ Das Konzept der Institution ist damit auch eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem Zusammenhalt von Gesellschaft. Seine Bedeutung ergibt sich daraus, dass Menschen – im Unterschied zu vielen anderen Lebewesen – kaum über Instinkte als angeborene Verhaltenssteuerung verfügen. Institutionen stellen elementare Verhaltensregeln und damit eine gewisse Verhaltenssicherheit im Umgang mit der sozialen und natürlichen Umwelt zur

Verfügung. Vermittelt werden sie dem Einzelnen durch seine Einbindung in die konkrete Kultur, in der er aufwächst. Kulturen bilden verschiedene Institutionen heraus, die die Erfüllung von unterschiedlichen sozialen Grundfunktionen sichern sollen und damit auch Stabilität für das Gesamtsystem bringen; beispielhaft können hier Wirtschaft, Politik, Familie und Verwandtschaft oder auch Bildung genannt werden. Institutionen schränken die Beliebigkeit, Willkür des sozialen Handelns ein und geben ihm Stabilität und Vorausssehbarkeit.

Dass Jahoda mit dem Begriff der Institution arbeitet, erklärt sich aus der Zusammenarbeit mit dem Soziologen Robert K. Merton, mit dem sie 1945 in New York in Kontakt kommt. Merton leitet gemeinsam mit Paul Lazarsfeld das Bureau of Applied Social Research, ein unabhängiges, mit der Universität verbundenes Forschungsinstitut. Er beschäftigt sich in diesen Jahren mit strukturellen Wirkungen von gesellschaftlichen Institutionen und betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, in der Analyse von Handlungen zwischen subjektiven Antrieben und objektiven Konsequenzen zu unterscheiden.²⁶ So sind beispielsweise die persönlichen Motive, warum Menschen einen Lebenspartner suchen und Kinder aufziehen, nicht identisch mit den sozialen Funktionen von Ehe und Familie. Wir sollten also nicht davon ausgehen, dass die Gründe, die Menschen für ihre Verhaltensweisen angeben, mit den gesellschaftlichen Konsequenzen übereinstimmen, die dieses Verhalten nach sich zieht. In Mertons Begrifflichkeit: Es ist zwischen manifesten und latenten Funktionen von sozialen Handlungen zu unterscheiden.

*Robert K.
Merton:
manifeste und
latente Funktio-
nen*

Diese Theorie anerkennt die Wirkungsmacht von verborgenen Wirkungszusammenhängen im sozialen Leben und lässt sich gut mit marxistischen und psychoanalytischen Konzepten verbinden, die sich Jahoda in den 1920er und 1930er Jahren in Wien aneignete. Vor diesem Hintergrund beurteilt Christian Fleck den intellektuellen Einfluss Mertons auf Jahoda als stark und nachhaltig beurteilt.²⁷

Jahoda übernimmt von Merton die Theorie der latenten Funktionen und kommt auf diesem Weg zu ihren grundlegenden Überlegungen über den Stellenwert von Arbeit in den modernen Gesellschaften: Dass die meisten Menschen arbeiten müssen,

um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, entspricht der manifesten Bedeutung; die fünf Erfahrungskategorien bestimmen die latente Bindung, die Frauen und Männer an Arbeit entwickeln. Zu einem bewussten, manifesten Moment der Erfahrung wird die nicht sichtbare Bedeutung der Arbeit erst, wenn Menschen die Erwerbsarbeit verlieren. Hier wird deutlich, wie stark Jahodas Thesen von der Bedeutung der Arbeit auf empirischen Analysen über Arbeitslosigkeit gründen.

4. Die Bedeutung eines nicht-ökonomischen Zugangs zu Arbeit

kritische Fragen

Gegen Jahodas Argumentation ließe sich einwenden, dass sie Widersprüche, die sich aus der manifesten Dimension der Erwerbsarbeit ergeben, geringschätzt oder zumindest kaum thematisiert. Ist es denkbar, dass die systemische Unterordnung der Erwerbsarbeit unter das kapitalistische Profitstreben ohne Folgen für die latente Dimension der Erwerbsarbeit bleibt? Müssen wir nicht davon ausgehen, dass kontinuierlicher Druck auf Rationalisierung und Flexibilisierung der Produktion ebenso wie Bemühungen zur Destandardisierung der Arbeitsverträge die Wirkungen der fünf Erfahrungskategorien in der latenten Dimension gefährden oder zerstören? Kann Arbeit unter der Bedingung der Erwerbsarbeit überhaupt noch als „innerstes Wesen des Lebendigseins“ bestimmt werden?

Wie antwortet Marie Jahoda auf diese kritischen Fragen? Grundsätzlich sieht sie die latente Bedeutung von Arbeit unabhängig von der konkreten Form der gesellschaftlich organisierten Arbeit, der Erwerbsarbeit. Die fünf „Erfahrungskategorien unterliegen nicht der Willkür eines guten oder schlechten Unternehmers, sie folgen notwendigerweise aus den Strukturen der modernen Erwerbstätigkeit.“²⁸ Diese Einschätzung hängt aus meiner Sicht auch damit zusammen, dass sie in der gegenwärtigen Situation der westlichen Industriestaaten die Erwerbsarbeit als Institution im Grund für alternativlos hält. Jahoda weiß natürlich, dass soziale Institutionen einem Wandel unterliegen und dass sie in einer Wechselwirkung mit menschlichen Bedürfnissen stehen.²⁹ Historisch gegebene Bedürfnisse führen zur Entwicklung oder zum Wandel von Institutionen und historische Institutionen erzeugen Bedürfnisse. Es gibt und gab Gesellschaften, in denen

die Erwerbsarbeit nicht institutionalisiert ist. Aber für die meisten modernen Menschen ist Arbeit – und nicht nur Erwerbstätigkeit – der Weg zur Befriedigung tiefliegender Bedürfnisse und Erwerbsarbeit die traditionelle, sozial anerkannte Art, wie wir diesen Bedürfnissen nachkommen.

Zugleich ist sie der Überzeugung, dass der historisch und gesellschaftliche geformte Mensch der Moderne Arbeit unter menschenwürdigen Bedingungen braucht, um vollends Mensch zu sein.³⁰ Vor diesem Hintergrund ist für Jahoda eine Humanisierung der Arbeit dringlich und unverzichtbar.³¹ Dazu gehört auch eine radikale Arbeitszeitverkürzung, weil diese geeignet ist, sowohl die Zermürbung in der täglichen Arbeit wie auch die Arbeitslosigkeit zu reduzieren.

*Humanisierung
der Arbeit*

Unternehmen, Politik, aber auch Gewerkschaften und viele Beschäftigte, verfolgen in der Regel einen ökonomischen Zugang zu Problemen bei Arbeitsbedingungen und Fragen der Arbeitslosigkeit. Bei Jahoda bedeutet Humanisierung der Arbeit, darüber hinaus zu gehen, nicht nur die manifesten Dimensionen von Arbeit im Auge zu haben, sondern die latenten Bedeutungen sichtbar zu machen und zu berücksichtigen.³² Ihr Plädoyer für eine Humanisierung der Arbeit geht über das Ökonomische hinaus. Maßnahmen, um die Qualität des Arbeitserlebnisses zu erhöhen, dürfen nicht an die Erwartung gebunden sein, dass dadurch auch die Produktivität gesteigert werde. „So ungeheuer wichtig die ökonomischen Maßnahmen sind: wenn die Diskussion darauf zentriert ist, dann ist das eine Einseitigkeit, die allen sozialistischen Werten widerspricht.“³³

Politik der Arbeit

Mit dem breiten – anthropologisch begründeten – Arbeitsbegriff bekommt das System der Erwerbsarbeit eine gesellschaftspolitische Dimension. Kollektiv organisierte Arbeit und ihr Wandel stellt sich nicht mehr nur als wirtschaftspolitische Frage dar, sondern wird ganz unmittelbar politisiert, als „Politik der Arbeit“ zum Thema.³⁴ Es müsste dann ein politisches Ziel sein, möglichst viele Menschen an diesem elementaren Mechanismus der sozialen Integration zu beteiligen, sowohl über eine Verkürzung der Arbeitszeit als auch über eine Erweiterung der marktförmigen Arbeit, beispielsweise durch die Institutionalisierung eines Zweiten Arbeitsmarktes. Ebenso würden überspannte Flexibilitätsanfor-

derungen, Zeittakte und Leistungsvorgaben als Bedrohung der Möglichkeiten gesehen, in der Arbeit geregelte Zeitabläufe zu erfahren, Wissen und Verständnis über andere zu erwerben oder die sozialen Eigenheiten einer Arbeitsgruppe und die eigene Bedeutung innerhalb dieses Kollektivs zu verstehen.

Perspektivenwechsel besteht darin, Debatten über Arbeit um eine sozialpsychologische Dimension zu erweitern, und Beschäftigte auf dieser neuen Dimension einer Politik der Arbeit anzusprechen.

Anmerkungen

1. Vgl. Fleck, Ch. (2017): Marie Jahoda – ein Porträt, in: Marie Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930. Dissertation 1932. Hrsgg. von Bacher, J. / Kannonier-Finster, W./ Ziegler, M. Innsbruck, S. 267-361.
2. Jahoda, M. / Lazarsfeld, P. / Zeisel, H. (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt a. M. Ebd., S. 55ff.
3. Ebd., S. 55ff.
4. Vgl. dazu exemplarisch: Jahoda, M. (1979): The impact of unemployment in the 1930s and 1970s, in: Bulletin of The British Psychological Society. Vol. 32, p. 309-314; Jahoda, M. / Rush, H. (1980): Work, employment and unemployment. An overview of ideas and research results in the social science literature. Science Policy Research Unit, University of Sussex: Occasional Papers Series 12; Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Weinheim/Basel; Jahoda, M. (1984): Braucht der Mensch die Arbeit?, in: Niess, F. (Hrsg.): Leben wir, um zu arbeiten? Die Arbeitswelt im Umbruch. Köln, S. 11-17.
5. Vgl. Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.
6. Vgl. Gray, J. (1999): Die Erosion impliziten Wissens im Spätkapitalismus und die Zukunft der Arbeit, in: Kocka, J. / Offe, C. (Hrsg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt a.M., S. 424-430.
7. Vgl. dazu Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit ..., a.a.O., S. 24f.
8. Vgl. dazu Alheit, P. (1994): Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankfurt a.M./ New York, S. 67ff.
9. Füllsack, M. (2009): Arbeit. Wien, S. 8.
10. Ebd.
11. Vgl. Marx, K. (1867): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Berlin 1972, S. 12.
12. Vgl. Negt, O./ Kluge A. (1981): Geschichte und Eigensinn. Frankfurt a.M., S. 139.
13. Vgl. Alheit, P./ Dausien, B (1990): Arbeiterbiographien. Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten. Eine exemplarische Untersuchung im Rahmen der „biographischen Methode“. Bremen, S. 312.
14. Ebd.
15. Vgl. Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit ..., a.a.O., S. 62ff.
16. Vgl. ebd., S. 71.
17. Jahoda, M. (1984): Braucht der Mensch ..., a.a.O., S. 12.
18. Vgl. ebd., S. 12f.
19. Jahoda, M. / Lazarsfeld, P. / Zeisel, H. (1975): Die Arbeitslosen ..., a.a.O., S. 83.
20. Vgl. dazu Jahoda, M. (1966): Bemerkungen zum Begriff „Arbeit“, in: Dies. (1994): Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsgg.

- von Fleck, Ch. Graz/ Wien, S. 285-294, hier S. 288.
21. Zit. nach Wajcman, J. (2017): Apokalypse jetzt: Sollen wir uns vor Robotern sorgen? Referat am Europäischen Forum Alpbach 2017.
 22. Jahoda, M. (1997): Nationalismus und Weltprobleme, in: Stadler, F. (Hrsg.): Wissenschaft als Kultur. Österreichs Beitrag zur Moderne. Wien / New York, S. 19-27, hier S. 23.
 23. Freud, S. (1930): Das Unbehagen in der Kultur, in: Ders. (1982): Studienausgabe Bd. IX. Frankfurt a.M., S. 212.
 24. Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit ..., a.a.O., S. 136.
 25. Vgl. dazu etwa Lipp, W. (2002): Institution, in: Endruweit, G. / Trommsdorff, G. (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. 2. völlig Neubearb. und erw. Auflage. Stuttgart, S. 246-247; Weymann, A. (2001): Interaktion, Sozialstruktur und Gesellschaft, in: Joas, H. (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt a.M./ New York, S. 93-121.
 26. Merton, R. K. (1995): Soziologische Theorie und Sozialstruktur. Hrsgg. von Meja, V./ Stehr, N. Berlin/ New York, S. 17-82.
 27. Vgl. Fleck, Ch. (2017): Marie Jahoda ..., a.a.O., S. 323
 28. Vgl. Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit ..., a.a.O., S. 99.
 29. Vgl. Jahoda, M. (1984): Braucht der Mensch ..., a.a.O., S. 16.
 30. Vgl. ebd., S. 17
 31. Vgl. Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit ..., a.a.O., S. 142ff.
 32. Vgl. Fryer, D. (1986): „Das Unsichtbare sichtbar machen“. David Fryer im Gespräch mit Marie Jahoda, in: Wacker, A. (Hrsg.) (1992): Die Marienthal-Studie – 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag. Hannover, S. 19–35, hier S. 22.
 33. Jahoda, M. (1982): Rede auf dem SPD-Parteitag in München, in: Wacker, A. (Hrsg.) (1992): Die Marienthal-Studie – 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag. Hannover, S. 37-40, hier S. 37.
 34. Vgl. dazu Dejours Ch./Deranty, J.-Ph. (2010): The Centrality of Work, in: Critical Horizons. Vol. 11, S. 167-180.

Literatur

- Alheit, Peter (1994): Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankfurt a.M./ New York.
- Alheit, Peter / Dausien, Bettina (1990): Arbeiterbiographien. Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten. Eine exemplarische Untersuchung im Rahmen der „biographischen Methode“. Bremen.
- Dejours Christophe / Deranty, Jean-Philippe (2010): The Centrality of Work, in: Critical Horizons. Vol. 11, p 167-180.
- Fleck, Christian (2017): Marie Jahoda – ein Porträt, in: Marie Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850-1930. Dissertation 1932. Hrsgg. von Johann Bacher, Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler. Innsbruck, S. 267-361.
- Freud, Sigmund (1930): Das Unbehagen in der Kultur, in: Ders. (1982): Studienausgabe Bd. IX. Frankfurt a.M., 191-270.
- Fryer, David (1986): „Das Unsichtbare sichtbar machen“. David Fryer im Gespräch mit Marie Jahoda, in: Wacker, Ali (Hrsg., 1992): Die Marienthal-Studie – 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag. Hannover, S. 19–35.
- Füllsack, Manfred (2009): Arbeit. Wien.
- Gray, John (1999): Die Erosion impliziten Wissens im Spätkapitalismus und die Zukunft der Arbeit, in: Kocka, Jürgen / Offe, Claus (Hrsg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt a.M., S. 424-430.
- Jahoda, Marie (1966): Bemerkungen zum Begriff „Arbeit“, in: Dies. (1994): Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsgg. von Christian Fleck. Graz/ Wien, S. 285-294.

- Jahoda, Marie (1979): The impact of unemployment in the 1930s and 1970s, in: Bulletin of The British Psychological Society. Vol. 32, p 309-314.
- Jahoda, Marie (1982): Rede auf dem SPD-Parteitag in München, in: Wacker, A. (Hrsg.) (1992): Die Marienthal-Studie – 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. Hannover, S. 37-40.
- Jahoda, Marie (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Weinheim/ Basel.
- Jahoda, Marie (1984): Braucht der Mensch die Arbeit?, in: Niess, Frank (Hrsg): Leben wir, um zu arbeiten? Die Arbeitswelt im Umbruch. Köln, S. 11-17.
- Jahoda, Marie (1997): Nationalismus und Weltprobleme, in: Stadler, Friedrich (Hrsg): Wissenschaft als Kultur. Österreichs Beitrag zur Moderne. Wien / New York, S. 19–27.
- Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul / Zeisel, Hans (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt a. M.
- Jahoda, Marie / Rush, Howard (1980): Work, employment and unemployment. An overview of ideas and research results in the social science literature. Science Policy Research Unit, University of Sussex: Occasional Papers Series 12;
- Lipp, Wolfgang (2002): Institution, in: Endruweit, Günter / Trommsdorff, Gisela (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. 2. völlig Neubearb. und erw. Auflage. Stuttgart, S. 246-247.
- Marx, Karl (1867/1972): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Berlin.
- Merton, Robert K. (1995): Soziologische Theorie und Sozialstruktur. Hrsgg. von Volker Meja und Nico Stehr. Berlin/ New York.
- Negt, Otto / Kluge Alexander (1981): Geschichte und Eigensinn. Frankfurt a.M.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.
- Wajcman, J. (2017): Apokalypse jetzt: Sollen wir uns vor Robotern sorgen? Referat am Europäischen Forum Alpbach 2017.
- <https://derstandard.at/2000057039438/Judith-Wajcman-Apokalypse-jetzt?ref=rss> (download am 6. 2. 2017).
- Weymann, Ansgar (2001): Interaktion, Sozialstruktur und Gesellschaft, in: Joas, Hans (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt a.M./ New York, S. 93-121.